Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **25 (1943)**

Heft 35

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 27. August 1943 — Erscheint jeden Freitag — 25. Jahrgang Nr. 35

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fisz A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Nachrichten der Woche

Inland

Das Bureau des Nationalrates trat zusammen zur Behandlung des Falles Sonderegger und stellte fest, daß er in seinen Briefen eine „verwerfliche und gefährliche staatspolitische Gesinnung" zum Ausdruck gebracht habe. Der Nationalrat wird entscheiden müssen, ob Sonderegger aus dem Rat auszuschließen sei.

Die dänisch-schweizerischen Wirtschaftsverhandlungen führten zur Unterzeichnung eines neuen Abkommens für den Warenaustausch in der zweiten Jahreshälfte, der wesentlich höher sein wird als im ersten Semester. In Rapperswil fand am Samstag der Auslandschweizertag statt. Bundesrat von Steiger hielt eine Rede, er sprach über den nötigen Staatsschutz, über die Leistungen der Heimat für die Auslandschweizer, über die Maßnahmen gegenüber treulosen Söhnen.

Kriegswirtschaft: Das Kriegsernährungsamt hat eine Neuordnung der fleischlosen Tage ab 1. September beschlossen. Für Privathaushaltungen ist nur noch der Freitag, für Kollektivhaushaltungen sind der Freitag und Mittwoch fleischlos.

Ausland

Nordamerika: Das Oberkommando der Alliierten erließ eine Botschaft über alle Sender an die Völker Europas, sie sollten sich für die Invasion bereithalten. — Roosevelt und der englische König richteten Glückwunschtelegramme an General Eisenhower zum Abschluß des Feldzuges auf Sizilien. — Die Konferenz in Quebec ist am Dienstag zu Ende gegangen. Es wurde eine gemeinsame Erklärung veröffentlicht, aber keine Beschlüsse bekanntgegeben. Man erfährt nur, daß dem Krieg gegen Japan sehr viel Interesse geschenkt wurde, und daß noch vor Jahresende eine Dreierkonferenz stattfinden solle.

Der britische Botschafter in Spanien, Sir Samuel Hoare, traf sich in La Coruna mit dem spanischen Staatschef Franco zu eingehenden Besprechungen, die sehr herzlich verliefen.

Finnland: Dem Präsidenten Ryti wurde eine von 33 hervorragenden finnischen Persönlichkeiten unterzeichnete Note überreicht, in der die Regierung eindeutig aufgefordert wird, die nötigen Maßnahmen zu ergreifen, um die Möglichkeit eines Separatfriedens mit Rußland zu prüfen. — Der Vorsitzende des finnischen Gewerkschaftsbundes, Eero Vuori, traf mit Arthur Deakin, einem Vorstandsmitglied der britischen Gewerkschaften, in Stockholm zu ähnlichen Erörterungen zusammen.

Rußland: Der Botschafter in Washington, Litwinow, ist seines Postens enthoben worden. Sein Nachfolger wird Andrei Gromyko. — Ein Abgeordneter der Sowjetunion ist von Moskau nach Algier abgereist, um mit dem französischen Befreiungskomitee Fühlung zu nehmen.

Deutschland: Reichskanzler Hitler hat den Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, Freiherr von Neurath, auf seinen Antrag hin des Amtes enthoben. Zu seinem Nachfolger wurde Reichsinnenminister Dr. Frick ernannt. Reichs- und preußischer Minister des Innern und Generalbevollmächtigter für die Reichsverwaltung wird nun der Reichsführer der SS und der deutschen Polizei, Himmler.

Die Krise in Dänemark hält an, besonders schwere Sabotageakte wurden auf das Eisenbahnnetz ausgeübt. Die dänische Regierung mußte eine Proklamation an die Bevölkerung erlassen, sich ruhig zu verhalten. Die Hauptstadt Kopenhagen ist von deutschen Truppen vollständig besetzt worden; in sechs dänischen Städten herrscht der Ausnahmezustand.

Italien: Nach der Besetzung Siziliens hielt Marschall Badoglio eine Ansprache an die Italiener, in der er sich vor allem an die betroffenen Sizilianer wandte, was die Festlanditaliener enttäuschte. Die italienische Regierung hat den Vatikan und den schweizerischen Bundesrat gebeten, den Regierungen in Washington und London bekannt zu geben, daß sie alle Maßnahmen zur Entmilitarisierung Roms getroffen habe. — Die Mailänder Bevölkerung wandert nach der heftigen Bombardierung nach Como, Pavia und Varese ab. — Große Kontingente deutscher Truppen sind aus dem Süden nach Norditalien abtransportiert worden. — Nach dem Sturz des Fascismus hat Prinz Aimone von Savoyen auf den Thron von Kroatien verzichtet, nachdem er zwei Jahre lang überhaupt keinen Gebrauch gemacht hatte von seinem Recht und niemals nach Zagreb gegangen war.

In Australien hat die Labourpartei mit Premierminister Curtin einen bedeutenden Wahlsieg errungen.

Kriegsschauplätze

Ostfront: Am Sonntag sind nach schweren Kämpfen zwei russische Armeegruppen in Charkow einmarschiert. Damit hat diese zweite Hauptstadt der Ukraine viermal den Besitzer gewechselt. An der Front zwischen Isjum und Woroschilowgrad hat sich bereits eine neue Großoffensive entwickelt, in der eine deutsche Armee geschlagen wurde. An den Fronten Spas-Demenisk und Brjansk liegt schweres Artilleriefeuer auf den deutschen Stellungen. Eine russische Heeresgruppe ist auf breiter Front in das Industriebecken des Donez eingedrungen.

Mittelmeer: Die Alliierten besetzten die zwei Inseln Lipari und Stromboli ohne Zwischenfall.

Krieg im Pazifik: Kiska, der letzte japanische Stützpunkt auf den Aleuten, ist von amerikanischen und kanadischen Truppen besetzt worden. Auf Neu-Guinea rücken die Alliierten im Abschnitt von Salamaua weiter vor.

Luftkrieg: Den schwersten Bomberraid erlebte Berlin, etwa tausend Maschinen waren im Angriff, die 2000 Tonnen Dynamit abwarfen. Schwer bombardiert wurde auch das Rheinland und Leverkusen, ferner in Italien die Bahnverbindungen zwischen Reggio di Calabria und Neapel und die Städte Aversa und Benvenuto. — Nach langem Unterbruch haben die Japaner Tschungking wieder bombardiert.

Nach vier Jahren

A. B. Lange, viel länger als vier Jahre, so dünkt uns, liegt die Zeit zurück, da noch kein Krieg war. Den Kriegsausbruch hatten wir ja längst vorher befürchtet, denn manches Vorkommnis — denken wir nur an Oesterreichs Untergang 1938 — warf die Schatten der kommenden großen Auseinandersetzung voraus. Es war wahrlich Jahre vorher nicht mehr Friede, kein friedliches Zusammenleben der Länder und Völker in Europa mehr. Wann, seit 1914, war dieser Friede in Europa überhaupt noch einigermaßen gesichert? Wohl gab es kaum ein Volk, dessen einzelne Bürger, wenn sie Brot und Dach hatten, anderes wollten als den Frieden. Aber Frieden, geordnetes Zusammenleben, ist kein Zustand, der „von selbst" erwächst und bleibt; es braucht ein planvolles Gestalten des Mit- und Nebeneinanderlebens, damit alle entstehenden Reibungen erkannt und überwunden werden, planvolles Gestalten im Sachlichen und liebevolle Bereitschaft und Duldung im Menschlichen, im Persönlichen und dies in der Familie, wie in den Völkern, wie auch in den zwischenstaatlichen Beziehungen der Völker unter einander.

Vor 25 Jahren hat Romain Rolland in einer Unterredung gesagt: „Zur Vernichtung des Ungeheuers Krieg und Militarismus braucht es noch mehr als einen militärischen Sieg; jeder militärische Sieg birgt nämlich eine Gefahr für die Freiheit, und das gilt auch für siegreiche Republiken; ein durchschlagender Sieg kann innerhalb acht Tagen aus sonst vernünftigen Demokraten Eroberungspolitiker machen. Wenn der militärische Sieg der Entente nicht zugleich auch eine Garantie für das Herauskommen und Herrschen vornehmer Gesinnungen und einer sozialen Neugestaltung ist, dann ist er nutzlos."

Für diese Möglichkeit, das „Herauskommen und Herrschen vornehmer Gesinnungen und sozialer Neugestaltung", hätten nach dem Weltkrieg die 14 Punkte Wilsons Garantie bieten sollen. Nicht grundlos haben ihnen damals die kriegsmüden Völker in aller Welt zugejubelt. Der Versailler Vertrag bot diese Garantien nicht. Und so kam es, daß 20 Jahre später „der Beste nicht im Frieden leben konnte, weil es dem ....." — Womit wir nicht etwa einer bestimmten Nation allein die Qualifikation als „Beste" zubilligen, sondern nur der Tatsache Ausdruck geben, daß die Friedensliebe (und Kriegsangst?) dieser Völker es nicht hindern konnte, daß mitten in Europa wieder der Herd zu neuer Unruhe entstand, das Rüsten zum neuen Waffengange vor sich ging.

Nun tobt der Krieg seit vier Jahren. Ueber dies Geschehen auszusagen, sträubt sich die Feder. Wir alle wissen um das Grauenvolle, das Tag und Nacht geschieht; als die wahrlich nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch gnädige Bewahrung bis jetzt Verschonten denken wir in Ehrfurcht und Trauer an alle, die in den kriegführenden Völkern leiden und an alle so tapfer Leid tragenden und in der Bewährung stehenden Völker der besetzten Länder. Gemessen an ihrem Schicksal ist das unsere, und wenn es noch so viel von uns fordert an Arbeit und Einschränkung, noch immer ein Stehen auf der Sonnenseite. Die schweren Schatten haben uns nur erst gestreift: Zerstörung und Opfer an Menschenleben sind — so schwer dies für die Betroffenen auch wiegt — noch Einzelfälle geblieben.

Gewiß, wir wollen unsere Lasten nicht unterschätzen: die enorme Belastung, die der lange Wehrdienst für alle Volkskreise bringt; die schweren Lasten, welche die Bundeskasse zu tragen hat; die Härten der Teuerung, die sich weit herum bemerkbar machen. Aber wir dürfen noch immer in unsern Betten schlafen des Nachts und haben tagsüber unser geordnetes Arbeitsleben. Das ist viel! Und mehr noch: wir dürfen Heimatlosen Obdach geben und darbende Kinder aus Kriegsgebieten als Gäste bewirten, jet es bei uns oder in ihren Heimatländern. Und wenn dies, gemessen an der unvorstellbar großen Not, gar kleine Dienste sind, so ist es doch, wo immer es in Liebe geschieht, kleines Gegengewicht gegen die erdrückende Last des Jammers.

Aber diese vier Jahre Krieg lasten wie ein schwerer Alpdruck auch auf uns Schweizern. Und vielleicht ist es für uns Frauen insbesondere ein im tiefsten Herzen Unannehmbares, ja kaum Tragbares, der Zerstörung von Hunderttausenden von Menschenleben ohnmächtig gegenüberstehen zu müssen. Es bleibt uns nur die inständige Bitte, das Gebet, es möge sich die Wende zum aufhauenden Leben, das Nachlassen der Schrecken bald anzeigen.

Wenn wir abschließend auf unser eigenes Land und sein Schicksal in diesen vier Jahren hinsehen, so wollen wir an vier gute und große Neuerungen denken, die uns halfen, bisher in Einigkeit und Gemeinschaft durch das Neuartige und Schwere der außerordentlichen Zeit zu gehen:

Die Einrichtung der Wehrausgleichskasse, in die jeder, der Erwerbsarbeit zu vergeben hat, und jeder, der in Erwerbsarbeit stehen darf, sein Scherflein zahlt, ist in der Lage, dem Wehrmann und seiner Familie beizustehen, derart, daß alle für alle mitsorgen: Millionen sind auf diese Weise ständig im Umlauf, und hier, wenn irgendwo, ist Geld auf rechten Wegen.

Die Rationierung, die früh genug begann und nun sozusagen alle unsere Bedarfsartikel gleichermaßen für alle Einwohner der Schweiz gleich zugänglich oder gleich unerreichbar macht, hat uns geholfen, daß bis heute keine Hausfrau Schlange stehen muß, keine Familie ohne nahrhafte Lebensmittel leben muß, daß wir in diesem Falle nun einmal wirklich als „Volk von Brüdern" die vorhandenen Mengen von Brot, Milch, Fleisch, Zucker, Kaffee etc. brüderlich teilen.

Das Anbauwerk nach dem Plan Wahlen hat uns das Vertrauen in die eigene Kraft und den eigenen Boden gegeben; es hat die Hochachtung des Städters vor der Leistung der bäuerlichen Familie ins Bewußtsein gehoben; es hat zahllose Städter und industrielle Arbeiter während der Freizeit zur Arbeit an der Erde zurückgeführt und ihnen die Verbundenheit mit der schenkenden Erde wieder gebracht; es hat im Landdienst und der Bäuerinnenhilfe die Menschen von Stadt und Land einander wieder näher geführt und Tausende neuer Brücklein geschaffen, über die sie nun zu einander kommen.

Der Arbeitsfriede hat Arbeiter und Unternehmer, vorab in den Fabriken der Schwerindustrie, einander näher gebracht, Verträge sicherten dem Arbeiter sein Auskommen und dem Unternehmer die Arbeitstreue seiner Arbeiter, neue Sitten ließen den Chef und seine Arbeiter näher zusammenrücken zur Besprechung der gemeinsamen Sorgen, der Angelegenheiten des Betriebes.

Es gilt, diese Errungenschaften, entstanden in Notzeit, hochzuhalten, sie sind praktische Beweise wahrer Demokratie, gestaltet aus der Idee, daß nur ein starkes Zusammenhalten auch ein Durchhalten möglich macht. — Wir wissen

Und das Werk der Gerechtigkeit wird
Friede sein und die Frucht des Rechts
Sicherheit auf ewig. Jesaja

Wir lesen heute:

Brief einer Soldatenfrau
Beatrice Webb
Bund Schweizerischer Frauenvereine
Wer ist bereit?

Als ich ein Kind war . . .

Ein Zyklus von Jugenderinnerungen bekannter Dichterinnen zusammengestellt und eingeleitet von Ruth Thurnheysen

III.

Bilder aus meinem Leben

von Charitas Bischoff

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin

Beim Lesen der beiden Hauptwerke von Charitas Bischoff, der „Bilder aus meinem Leben" und der Biographie ihrer Mutter „Amalie Dietrich", hat man den starken Eindruck, daß sie vor allen Dingen die Tochter dieser Mutter war. Nicht ihre spätere glückliche Ehe, nicht ihr eigenes Muttersein ist so überzeugend wie eben dieses Kind-Mutterverhältnis. Und zwar nicht in dem Sinn, daß sie ihr besonders ähnlich war, sie waren sehr gegensätzliche Naturen, sondern im Sinn einer Verbundenheit, aber auch einer großen Abhängigkeit von ihrer Mutter. Vielleicht läßt sich das so erklären, daß sie ihre Mutter nicht, wie andere glücklichere Kinder, in ihrer ersten Jugendzeit ganz für sich hatte, und so ihr großes Liebesbedürfnis voll befriedigt wurde. Sie mußte fast immer vor dem Beruf des Vaters, der dann auch derjenige der Mutter wurde, zurückstehen, war monate- später jahrelang von ihr getrennt und lebte in ständiger Sehnsucht nach ihr.

Ihr Vater war Naturforscher. Die Beziehung zu ihm war lang nicht so herzlich wie die zur Mutter. Sie schreibt einmal darüber: „Seine Strenge ließ keine Vertraulichkeit meinerseits aufkommen. Ich konnte ihn bewundern, ich konnte stolz auf ihn sein, aber ich konnte mich nicht unbefangen hingeben. Meine kindlichen Angelegenheiten waren seiner Beachtung nicht wichtig genug, ich wagte mich ihm gegenüber gar nicht damit hervor."

Ganz anders das Verhältnis zur Mutter. Die kleine Charitas half schon früh beim Präparieren der Pflanzen- und Käfersammlungen. Stundenlang mußte das lebhafte Kind ruhig sitzen und wahre Geduldsarbeit leisten. Doch wenn sie allein beisammen waren, durfte sie nach Herzenslust fragen und erzählen, die Mutter ging geduldig auf alles ein. Und im Sommer, wenn die Mutter sie auf ihre botanischen Wanderungen mitnahm, war ihr Glück vollkommen. Aber wie oft mußten sie sich trennen! Jeden Herbst gingen die Eltern auf die Wanderschaft, um die im Sommer gesammelten und gepreßten Pflanzen und die Käfersammlungen an Universitäten und wissenschaftlich interessierte Sammler zu verkaufen. Zu Fuß, den schweren Tragkorb auf dem Rücken, begleitete Amalie Dietrich ihren Gatten. Ihr kleines Mädchen mußte sie in fremde Obhut geben, und bei ihren beschränkten Mitteln froh sein, wenn sich überhaupt jemand fand, der sie aufnahm.

Amalie Nelle kam aus den einfachsten Verhältnissen. Als sie den aus einer berühmten Naturforscherfamilie stammenden Wilhelm Dietrich heiratete, tat sie es gegen den Willen ihrer Eltern. Diese fürchteten, daß die Heirat ihrer Tochter mit diesem mittellosen, aber gesellschaftlich weit über ihr stehenden Mann sie nur unglücklich machen würde. Und tatsächlich hatte sie nach einer kurzen Zeit des Glücks eine sehr schwere Ehe. Aber die Naturerforschung, zuerst als Handlangerin ihres Mannes, dann nach der Trennung von ihm in selbständiger Arbeit, die sie schließlich, im Auftrag eines großen Handelshauses, zu einem zehnjährigen Aufenthalt nach Australien führte, brachte ihr die große Erfüllung ihres Lebens.

Und ihre Tochter gab die Schilderung dieses außergewöhnlichen, in seiner Entsagung und Energie großartigen Lebens. Es ist ein ähnliches Verhältnis wie das der Eve Curie zu ihrer großen Mutter. Die Bewunderung überwog vor dem Schmerz über das eigene Zurückstehen und Entsagenmüssen.

Aber in der Autobiographie der Charitas Bischoff fühlt man tief das Leiden des Kindes und seine Einsamkeit.

Bei Göthes

Dann kam ein Tag, da ging es ganz besonders unruhig und ungemütlich bei uns zu. Ich war überall im Wege und durfte mich nicht muckfen. Es wurde gepackt, und als alles fertig war, da suchte die Mutter mit müder, trauriger Stimme: „So, machte davon ein Bündel und legte es vorläufig beiseite. Wir aßen zusammen die Suppe, dann sagte die Mutter mit müder,xtrauriger Stimme: „So, nun sag' dem Vater gute Nacht und Adieu, du siehst ihn nun lange nicht wieder, und dann komm."

Mir war sehr beklommen zumute. Das war kein gewöhnliches Gutenachtsagen, aber ich konnte mir auch nicht denken, was es bedeutete. Schüchtern trat ich zum Vater und bot ihm die Hand. Er steckte die Feder hinters Ohr, küßte mich auf die Stirn und sagte: „Sei ein recht artiges, ruhiges und gutes Kind. Red' und frag' nicht so viel, das mag man nicht. Bleib gesund, und paß auf, daß wir nur Gutes von dir hören!"

Mir war, als hätt' ich laut aufschreien mögen, aber ich wagte es nicht. Meine Mutter nahm mich bei der Hand und ging mit mir fort. Als wir draußen auf der Straße waren, fragte ich: „Mutter, wohin geht du mit mir?"

„Die Leute heißen Göthes. Du wirst da bleiben, bis wir wieder kommen."

Ich fragte lebhaft: „Geht ihr denn jetzt nach Wien?"

„Ja, wir gehen morgen nach Wien."

Ich blieb stehen und rief heftig: „Ich will aber nicht zu den fremden Leuten, ich will mit dir nach Wien! Komm, Mutter, komm, laß uns umkehren! Warum wollt ihr mich denn nicht mit nach Wien nehmen?"

„Weil es nicht geht," sagte die Mutter, beugte sich zu mir und küßte mich. „Komm, Täschen!" sagte sie sanft, „du willst mich doch nicht traurig machen? Du mußt zu den Leuten, wir können dich nicht mitnehmen, wir gehen zu Fuß."

„Ach, das ist doch ganz leicht! Das kann ich gut. Sieh mal, wie ich laufen kann, und wenn ich müde werde, kannst du mich ja ein Stückchen tragen."

Die Mutter weinte still vor sich hin und sagte: „Laß es sein, Charitas, sag dich doch! Ach, wie gern trüg' ich dich durch die ganze Welt, aber du hast doch den schweren Tragkorb gesehen, sieh, den habe ich nach Wien zu tragen. Siehst du denn nicht ein, daß ich da nicht dich auch noch tragen kann?"

Jetzt war ich still. Nach einer Weile zog ich das Gesicht meiner Mutter herunter zu mir und sagte schluchzend „Wein doch nicht, Mutter, ich will auch bei den fremden Leuten bleiben, aber kommt doch recht bald wieder!"

„Ach, sobald wir können!" sagte die Mutter und streichelte mir zärtlich die Hand. —

nicht, ob noch härtere und härteste Erprobung uns bevorsteht; die Zeiten sind kritisch genug. Aber auch wenn uns das Schwerste erspart bleiben dürfte, wenn vielleicht sogar im fünften Kriegsjahr der Krieg zu Ende ginge: ein Kriegsende wird für uns und alle Völker vorerst noch schwere Zeiten des Ueberganges bringen und zugleich Europa, ja die ganze Welt vor die große Aufgabe gestellt sehen, das drohende Chaos zu bändigen, die Zusammenarbeit auf unserem Planeten zu organisieren. Dann wird es an uns allen sein, die brüderliche Welt nicht nur zu wollen, sondern ihrem Kommen zu dienen durch die Bereitschaft, für neue Ordnungen, welche allen Menschen nach Möglichkeit Arbeit und Brot und Schutz für kranke und alte Tage sichern, aufgeschlossen und bereit zu sein.

Brief einer Soldatenfrau

Liebste Freundin!

Ich habe Deine lieben Zeilen aus dem schmucken Emmentaler-Dorf erhalten. Ich mag Dir die Erholung und Ausspannung herzlich gönnen, und in mir ist keine Wehmut, daß es dieses Jahr dazu für mich nicht reicht.

Wieder fragst Du mich um das Geheimnis, warum ich trotz angespanntester Pflichten und Bergen von Arbeit nie den Mut verliere, trotz mancherlei Widerwärtigkeiten mich durchringe zum Fröhlichsein und dabei frisch und elastisch bleibe.

Bis zu dieser ersten Stufe liegt bereits ein langer und beschwerlicher Weg hinter mir. Aber er hat mich auf festen, starken Heimatgrund geführt! Liebe! Einfach zu lernen kann man das nicht, man muß selbst hindurch und darf vor keiner Selbsterkenntnis zurückschrecken. Wie habt Ihr mich doch in jenen sonnigen, unbeschwerten Jahren oft geneckt wegen meiner Grüblerei, dem unwirklichen Idealismus. Ihr hattet mit Eurem erdnaheren Wirklichkeitssinn in vielem recht, und manche Erfahrung bezahlte ich teuer. Trotzdem — nichts, nichts will ich hingeben von jenem hohen Streben, das sich nun langsam auch auf mein Kind übertragen wird. Auch es wird leiden müssen, aber auch wachsen daran.

Wie gut weiß ich, daß die Welt nicht so aussieht, wie wir sie in unseren Mädchenträumen sahen; das Leben hat mich hart in die Lehre genommen, besonders in diesen Jahren des Krieges. Wir haben ja alle mit Entsetzen die Erfahrung machen müssen, daß die Menschen im Allgemeinen in diesem Weltbrande nicht besser werden. Aber einzelne, die die Kultur weiter tragen, werden helfen, die Zeit besser zu machen.

Ich bin eine Soldatenfrau wie Hunderttausende meiner Schwestern in der Schweiz, ein winziges Rädchen im großen Uhrwerk. Aber dieser Gedanke gab mir immer Halt und Stolz, gerade wenn es schwer war. Von uns Soldatenfrauen möchte ich Dir sprechen, die Du bis heute nicht weißt, was es heißt, monatelang allein alle Verantwortung zu tragen, Männerarbeit allein zu leisten und in Hunderten von stillen Stunden die Sorge um die Welt zu leiden. Denke an dieses große Heer hinter der Front, wenn Du müde und mutlos werden willst, und die Kraft wird Dich nicht mehr verlassen.

Wir haben gelernt, in monatelangem Alleinsein Widerwärtigkeiten tapfer zu tragen und mit diesem zersetzenden Feind unseres Glückes fertig zu werden. Wie oft stoßen wir auf Herzlosigkeit, Gleichgültigkeit, Ungerechtigkeit und Gedankenlosigkeit unserer Nebenmenschen, die ihre eigenen Wege schreiten und keinen Blick, keine Hilfe, nicht einmal ein freundliches Wort aufbringen für die Sorgen der überlasteten Soldatenfrau. Wie vielerorts drücken die finanziellen Sorgen, wie schwer lastet mancherorts Einsamkeit und Verantwortung auf schwachen Schultern.

Und doch möchten wir diese Zeit der Anfechtungen, der Enttäuschungen und der oft spärlichen Freuden nicht missen, hat sie uns doch innere Werte zugeführt, die niemand rauben kann. Diese Zeit hat unseren Blick geweitet für jene andere Welt, zu der wir alle gehen. Er ist schmal, und, wie die Bibel sagt, steinig; aber wenn Du eine Weile darauf geschritten bist, dann sind Deine Füße nicht mehr so empfindlich und — je höher Du kommst — umso schöner wird Rund- und Aufblick.

Vielleicht kann ich Dir ein wenig den Weg weisen zu dieser Straße: drei wichtige Wegweiser haben mir dabei geholfen.

Ich betrachte die Kunst des Arbeitens als die wichtigste aller Künste, sie erleichtert alles andere. Es ist wohl das größte Unglück, ein Leben ohne Arbeit und ihre Früchte gelebt zu haben. Darum betrachte ich das Recht auf Arbeit für Mann und Frau als das ursprünglichste aller Menschenrechte. Auf ihr ruht ein Segen und macht sie schließlich zum Vergnügen. Ich meine aber wahre Arbeit, nicht überflüssige oder unnütze, Arbeit nicht nur zum Erwerb materieller Güter, sondern unbedingt auch zur Schaffung ideeller Werte.

Arbeit als geistige und körperliche Anstrengung bringt Befriedigung und Glück ins Leben, wenn sie nicht in Ehrgeiz ausartet, dann aber auch Arbeit an sich selbst zur Bildung des harmonischeren Menschen durch Versenken in die großen Werke unserer Erzieher und Philosophen und durch Studium der Bibel.

Arbeit aber auch im Dienste der Menschlichkeit, wozu ja gerade heute alle unsere Hände nicht ausreichen. Kein Schweizer, keine Schweizerin sollte nicht irgendwie einem großen Hilfswerk verbunden sein. Dies ist Gebot des wahren Christentums: Im Zeichen des Kreuzes steht unser Land, im Zeichen des Roten Kreuzes erfolgt den Verfolgten und Geschlagenen Hilfe, im Zeichen des Kreuzes wollen wir wieder lernen zu leben und zu sterben. Unser Glaube, wirklicher, immer wieder neu erkämpfter Glaube, bildet das Fundament unserer Seele, unserer Familie und unserer Heimat. Dann erwächst in uns unmerklich die größte, unsterbliche Macht, die

Liebe zu unseren Mitmenschen, die wir so nehmen lernen wie sie sind, gut und weniger gut. Diese Liebe lehrt uns die Geduld zu höchsten Aufgaben, erhält uns den Mut in bitteren Schwierigkeiten und lehrt uns Ablehnung all dessen, was im Hinblick auf die Ewigkeit seinen Wert verliert. Dann erfahren wir in unserem persönlichen Leben wie im großen Leben der Völker — und das ist meine große, unversiegbare Hoffnung, mein fester Glaube: Amor omnia vincit — nur die Liebe siegt! —

Ich kann mir gut vorstellen, wie Du mit diesem Brief auf einem der stillen Bänklein unter schattigem Baume sitzest und wie Deine Augen nachdenklich über sanfte Hügel schweifen, hinüber zu den ewigen Riesen unserer Heimat. Grüße mir diese getreuen Gefährten meiner Jugend, die mir immer Symbol von Festigkeit und Schönheit bleiben.

Ich verbleibe in treuer Freundschaft

Dein Gerty.

Beatrice Webb

Da wir erfuhren, daß im Laufe dieses Jahres diese große englische Sozialpolitikerin gestorben ist, möchten wir unsern Leserinnen einiges aus ihrem Leben und Wirken mitteilen. Red.

Mit dem Tode Beatrice Webbs ist eine Arbeitsgemeinschaft zu Ende gegangen, die vielleicht in der Welt nicht ihresgleichen hatte. Sidney und Beatrice Webb sagten immer: „Wir denken", „unserer Meinung nach", und fast alles, was sie in den 50 Jahren ihrer Zusammenarbeit schrieben, schrieben sie gemeinsam. Glücklicherweise hat Beatrice Webb ihre Lebensgeschichte bis zu ihrer Verheiratung veröffentlicht. „My Apprenticeship". Sie gibt einem einen Begriff von der aktiven Rolle, die sie in jeder Zusammenarbeit spielen mußte.

Beatrice Potter stammte aus einem reichen Milieu. Ihr Vater war Großkaufmann, Gründer und Leiter bedeutender industrieller Unternehmungen, und sie entdeckte bald, daß sie zu jenen Kreisen gehörte, die „von Morgen bis Abend Befehle geben". Aber ihr Drang nach Wahrheit machte sie mit dem Leben in der Gesellschaft unzufrieden. Sie und ihre acht Schwestern hatten Gelegenheit, führende Persönlichkeiten der Politik, Wissenschaft, Philosophie und Religion kennen zu lernen, und dreißig Jahre lang stand Beatrice unter dem Einfluß des alten Familienfreundes, des bekannten Philosophen Herbert Spencer.

Von ihrem achten Lebensjahr an führte Beatrice Potter ein Tagebuch, sie las, was ihr gefiel, in der großen Bibliothek ihres Vaters, und nahm es mit ihrer Selbstbildung sehr ernst. Diese führte sie zu der Erkenntnis, daß sie überhaupt nichts wußte von vier Fünfteln ihrer Mitbürger, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienten. Deshalb ging sie unter angenommenem Namen und als Bauerntochter verkleidet in eine Fabrikarbeiterfamilie in Lancashire, wo sie Gelegenheit hatte, die Lebensweise der Baumwollweber kennen zu lernen. Sie studierte ferner die Lebensverhältnisse der Londoner Dockarbeiter, sie arbeitete als Schneiderlehrtochter in einem Geschäft in Ost-London. Als dann ihr Verwandter, Charles Booth, seine große Untersuchung über die Lebensverhältnisse der Londoner durchführte, nahm sie an seiner Arbeit teil. Probleme dieser Art reizten sie. Als hernach Charles Booth eine allgemeine staatliche Altersrente vorschlug, da er, trotzdem er Konservativer war, es ganz natürlich fand, daß der Staat für seine hilflosen, arbeitsunfähigen Bürger sorgen sollte, gerade wie wir in unseren Familien die Alten, die Unmündigen und die Kranken pflegen, stimmte sie ihm bei. Ihr lag das Schicksal einer Million ihr unbekannter kranker Menschen näher als das körperliche Wohlergehen eines einzelnen ihr bekannten Kindes. Das Los dieser Million zu verbessern, erforderte aufopfernde Hingabe. Um ihnen wirksam helfen zu können, bedurfte es umfangreicher soziologischer und geschichtlicher Kenntnisse, bedurfte es auch wissenschaftlicher Methoden, die den Ursachen der Krankheiten nachgingen.

Zunächst untersuchte Beatrice Potter die gesellschaftlichen Organisationen der Genossenschaften und der Gewerkschaften. Sie, die mit antidemokratischen, anti-kollektiven Neigungen ihre Untersuchungen angefangen hatte, entwickelte sich nach und nach zu einer sozialistischen Lebensauffassung, und überraschte ihre Verwandten durch ihre Heirat mit dem Sozialisten Sidney Webb. Der bekannte Schriftsteller H. G. Wells hat uns in seinem „New Machiavelli" ein ziemlich boshaftes Bild der Webbs gezeichnet. Es scheint aber, daß er später seine Ansicht über sie geändert hat.

Eine ihrer gemeinsamen Arbeiten, die zu einem Standardwerk geworden ist, darf nicht unerwähnt bleiben, die Untersuchung über das Armengesetz (1909). Darin legten sie eine Reihe sozialer Maßnahmen vor, die die unmittelbaren Ursachen der Armut beseitigen und den Armen helfen sollten, nützlichere Mitglieder der Gesellschaft zu werden, Maßnahmen, die teilweise im heutigen „Beveridge-Plan" wieder erscheinen.

Merkwürdigerweise nahm Beatrice Potter 1889 Stellung gegen das politische Wahlrecht der Frauen. Später sah sie aber ein, daß sie falsch gehandelt hatte, und erklärte ihren Fehler wie folgt: „Konservativ im Temperament, und antidemokratisch durch meine soziale Umgebung, hatte ich gegen die Ueberschätzung der Frauen, die mein Vater empfand, reagiert. Er glaubte, daß die Frauen den Männern überlegen seien und handelte danach."

Sidney und Beatrice Webb gehörten der Fabiergesellschaft an — er als einer ihrer Gründer — und trugen viel bei zu der langen Reihe von Broschüren, die die sozialistische Doktrin klarlegten. Sie glaubten an die Unvermeidlichkeit der stufenweisen Entwicklung (the inevitability of gradualness). Ihre letzte große Untersuchung aber war eine Anerkennung der Ergebnisse anderer Methoden. Im Jahre 1931 reisten die Webbs nach Rußland, und die nächsten vier Jahre versuchten sie auf Grund eigener Beobachtungen und Berichte von Gegnern und Freunden — Beamten, Gewerkschaftern, Lehrern, Aerzten, Ingenieuren, Bauern, Fischern — sich ein Bild zu machen von der gesellschaftlichen Organisation des neuen Staates. Sie kamen zum Schluß, daß es in der ganzen sozialen Geschichte nie ein so kolossales und so aufregendes Experiment gegeben habe wie in der Sowjetunion. Sie entschuldigten sich, daß sie, zwei betagte Leute, beide über 80 Jahre alt, so besessen sein sollten von diesem Thema. „Die meisten Leute über 70 sind von irgend etwas besessen," meinten sie, „gewöhnlich von sich selbst. Wir ziehen es vor, vom Sowjet-Kommunismus besessen zu sein." Obwohl sie nichts übrig hatten für die Methoden der englischen Kommunisten, sahen sie in der Sowjetunion den Traum der Fabier verwirklicht. Wie der Redaktor des „New Statesman and Nation", ein Freund der Webbs, es ausdrückt: „Sie waren unkritische Bewunderer, denn sie interessierten sich mehr für Leistung im großen Maßstabe als für Fragen der Freiheit". Ob sie darin auf dem rechten Wege waren, wird die Zukunft lehren. So viel kann man sagen, Beatrice Webb wie ihr Gatte, bemühten sich Zeit ihres Lebens leidenschaftlich, die Wahrheit zu suchen, und eine Organisation der Gesellschaft, die die Wohlfahrt der Menschen und den Frieden sichern würde. M. F.-P.

Aeußerung einer Mutter

zum Artikel „Ueber die kulturelle und erzieherische Aufgabe der Arbeitslehrerinnen".

Die Redaktion des Schweizer Frauenblattes hat den Leserinnen ihres Blattes zwei interessante Gesichtspunkte über diese Thema mitgeteilt.

Gerne folge ich der Aufforderung, mich dazu zu äußern, da ich glaube, auf diesem Gebiete die nötige praktische Lebenserfahrung zu besitzen.

„Von der Situation der Mädchen im heutigen Schulwesen".

Herr Dr. Schmid bemerkt dazu sehr richtig, daß die heutige Schulorganisation viel mehr auf das männliche, als auf das weibliche Kind zugeschnitten sei und begründet dies Uebel mit der Tatsache, daß die Mehrzahl der Schulbehörde, Inspektoren und Lehrkräfte Männer seien. Die Schulgesetze, die Lehrpläne, die Stundenpläne sind von Männern geschaffen, aus der männlichen Psyche geboren und darum auch zum großen Teil auf den seelischen Habitus des männlichen Kindes zugeschnitten. In den Lehrmittelkommissionen sind die Männer wieder in der Mehrzahl."

Ich möchte Ihnen, damit dieser Uebelstand nicht bloß abgeschwächt, sondern gründlich und endgültig behoben werde, empfehlen, drei tüchtige, praktisch erfahrene Mütter aus ihrer Gemeinde in die Erziehungsbehörde zu berufen. Diese können Ihnen dort sicher die richtige Wegleitung geben. —

Ich habe 1925 eine Broschüre: „Ungehobene Werte unserer Volkswirtschaft, Hauswirtschaft und Schule" verfaßt und in derselben vom st. gallischen Regierungs- und Erziehungsrat die Einführung des obligatorischen Hauswirtschaftsunterrichtes in unseren Volksschulen verlangt.

Aufgemuntert durch eine Reihe gemeinnütziger Organisationen: in erster Linie von der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft, von den Schweiz. Armenpflegern, dem st. gallischen Erziehungsdepartement und zahlreichen Privatpersonen aus den verschiedensten Ständen, entschloß ich mich 1926 zu einer Neuauflage meiner Broschüre. Speziell die Schweiz. Gemeinnützige Gesellschaft forderte mich auf zu sagen, wie ich mir die Verwirklichung meiner Forderung vorstelle? Ich betitelte diese Neuauflage: „Volkswirtschaft, Hauswirtschaft und Schule in ihren engsten gegenseitigen Beziehungen" mit Wegleitung zum Auf- und Ausbau des obligatorischen hauswirtschaftlichen Unterrichtes in unsern Volksschulen.

Nach gründlicher Diskussion in Männer- und Frauenkreisen, mit Behörden und Vereinen beschlossen der st. gallische Regierungs- und Erziehungsrat meiner Wegleitung zum Zuge zu leisten. Mein Plan wurde tel quel ausgeführt und hat sich bewährt.

In Bern, Zürich und St. Gallen gab es schon lange gute Haushaltungsschulen, deren Besuch fakultativ war, und die sich gegen Schulgeld lebhaften Zuspruches aus finanziell besser gestellten Bevölkerungskreisen erfreuten.

Von meiner langjährigen Krippentätigkeit in St. Gallen her kannte ich die mißlichen Lebensverhältnisse unserer Arbeiterbevölkerung und hatte einsehen gelernt, daß unsere Stickereiindustrie für sie ein zweischneidiges Schwert war. Hätte sie bloß die Mädchen als Fädlerinnen, Ausrüsterinnen, Webereinnen usw. in ihren Dienst genommen, so wäre dies weniger nachteilig gewesen. Aber sie bedurfte vermehrter Arbeitskräfte und beschäftigte deshalb auch verheiratete Frauen und Mütter. Diese entzog und entfremdete sie dadurch ihren Familienpflichten; um durch einen kleinen Nebenverdienst den Lohn des Hausvaters zu erhöhen. Unter diesen mißlichen Verhältnissen litten das Hauswesen und die Erziehung der Kinder bedenklich. Es ward mir klar, daß hier nur der obligatorische Hauswirtschaftsunterricht an unsern Volksschulen Remedur schaffen könne.

Herr Dr. Schmid, als erfahrener Pädagoge weiß so gut als ich, wie tief in der Kindesseele der Trieb nach Beschäftigung liegt und nach Betätigung drängt. Fröbel sagt: Den 3 Entwicklungsstufen in dreifacher Steigerung entspricht beim Kinde: das Spiel, die darstellende Beschäftigung und die Arbeit. Der Kindergarten entspricht diesem kindlichen Bedürfnis in zweckmäßiger Weise. Aber wie steht es mit der Primarschule? Diejenigen Kinder, welche den Kindergarten besucht haben, wurden dort im vorschulpflichtigen Alter im Nähen, Stützeln, Zeichnen, Malen und Flechten so hübsch unterrichtet und sind stolz auf ihre Handfertigkeit und ihre kleinen Erzeugnisse. Das ist ja der beste Beweis, daß die Kinder dieser Art von Handarbeit schon frühe gewachsen sind. Dann kommen sie in die Primarschule, und dieser Unterricht wird leider nur zum Teil fortgesetzt und ausgebaut. Denjenigen Kindern, die keinen Kindergar-

---

Wir gingen durch den engen Gang eines Vorderhauses, kamen über einen Hofplatz in ein kleines Hinterhaus, hier wohnten Götzes. Das alternde Ehepaar empfing uns durchaus gleichgültig. Der Ausdruck ihrer Gesichter hatte etwas Müdes, Verdrossenes. Sie sagten nicht viel, aber auch der Mutter schien das Sprechen schwer zu fallen, sie ermahnte mich nochmals mit halblauter Stimme, brav und gut zu sein, dann sah sie mit verlangendem Blick auf die beiden, küßte mich heftig, und als ich mich krampfhaft an ihren Hals klammerte, schob sie mich sanft aber entschieden von sich und verschwand. Ach, hätte ich nur laut schreien dürfen, aber das wagte ich nicht, hatte ich doch noch soeben versprochen, mich zu fügen. Ach, wie konnte ich es hier aushalten! Von den ausdruckslosen Gesichtern ließ ich den suchenden Blick durchs Zimmer schweifen. Nur das Notwendigste befand sich hier. Alles war sauber und ordentlich, aber unendlich öde. Der einzige Schmuck an der Wand war eine alte Schwarzwälder Uhr, über deren Zifferblatt eine lachende Sonne gemalt war. Gemaltes Lachen! Welcher Gegensatz zum Forsthof! Da die unendliche Fülle von wunderbaren Dingen, die lebhafte, zärtliche Mutter, — hier nichts! Die Frau machte mir mein Lager auf dem Kanapee zurecht, und als ich lag, gingen die beiden auch zu Bett. Kein Kuß, kein Plaudern.

Wie lange mag ich geweint haben? Hätte mich am nächsten Morgen jemand gefragt, wie ich geschlafen habe, so hätte ich sicher geantwortet: „Ich habe gar nicht geschlafen, ich habe die ganze Nacht geweint."

Als ich am nächsten Morgen mein hübsches Kleidchen anhaben wollte, sagte die Frau mürrisch: „Brauchst kein Kleid anzuziehen. Meinst du, ich soll für das bißchen Kostgeld auch noch deine Fähnchen waschen? Geh du nur in Rock und Jacke, is gut genug für dich."

Nachdem ich die Brotsuppe gegessen hatte, durfte ich hinausgehen, und da sah ich nun erst, wo ich war. Das Häuschen war von einem engen Hofplatz umgeben. Ein unordentlicher Düngerhaufen nahm den meisten Raum ein. Dicht am Häuschen, gerade unter dem Fenster, war ein Beet mit etwas Grünem darauf. Ich hielt es für einen kleinen Grasgarten, freute mich darüber und ergriff sofort Besitz davon, indem ich mich darauf setzte. Da wurde heftig ans Fenster geklopft, es war Frau Götze, die mich hereinrief. Sie trat mir zornig entgegen und schalt: „Du unartiges Kind! Wie darfst du dich wohl auf unser Veteriliendeet setzen! Daß du das nie wieder tust! Na, wenn das die Talkenbergern sieht!"

Später wurde mir klar, daß die Hälfte des Beetes der Schusterfamilie gehörte, die die obern zwei Stuben innehatte.

Götzes waren viel abwesend. Der Mann war Steinklopfer, und die Frau ging auf Arbeit, da war ich mir viel selbst überlassen. Aus lauter Ordnungsliebe litt die Frau nicht, daß ich mir in der Stube eine Welt für mich schuf. Wenn ich mir eine Spielerei einrichtete, so verbot sie mir scheltend, hier solche Unordnung zu machen. „Sonstwo" könne ich spielen, aber nicht in ihrer akkuraten Stube. Ja, wo war „sonstwo"? Als ich allein war, sah ich mich suchend um, draußen war ich weggejagt, nun suchte ich im Hause.

Viel Spielraum zum Aussuchen hatte ich nicht, ich war auch unsicher und ängstlich. Unter der Treppe war eine kleine unregelmäßige Tür, die durch einen Holzriegel verschlossen war. Ich öffnete. Diese kleine drollige Tür entzückte mich, ich konnte gerade hindurchgehen und sah mich nun in einem kleinen, halbdunklen Raum, der durch die Treppenstufen sogar geborgte Sonnenstrahlen auffing. Das war ja ein köstliches kleines Stübchen, hier konnte ich schön mit meiner Puppe spielen. Da war ein erhöhter, breiter Absatz, hier konnte ich sitzen, hier störte ich niemanden, wenn man uns, die Puppe und mich, nur nie entdecken möchte, damit man mir das kleine heimliche Stübchen nicht wieder nahm. Ich sah mich um und fand so allerlei, was ich nur ungern duldete. Da waren ein Paar alte Pantoffeln, ein Beil, ein Hammer, ein Federwisch, und ein Zigarrenkasten mit Nägeln. Geschäftig stopfte ich das alles in die dunkelste Ecke dicht zusammen. Ich nahm den Federwisch und fegte mein Stübchen ganz sauber, dann setzte ich mich mit der Puppe auf den Absatz und plauderte glücklich mit meiner stummen Freundin. Ich wußte mein Geheimnis gut zu wahren, und ich verlebte manche glückliche Stunde in meinem Stübchen. Eines Tages aber sagte die Frau: „Was tust du eigentlich den ganzen Tag? Treibst du dich immer nur so herum? Warte, ich muß mich um dich kümmern. Du mußt doch was Nützliches tun. Hier hast du einen Korb, damit geh nach dem Romanus, da ist die große Steinhalde, auf der Halde liegt manchmal Holz, was die Bergzimmerleute aus der Grube werfen, das sammelst du in den Korb."

Ich sah sie ganz verständnislos an, ich wußte nichts vom „Romanus" und seinen Silbergruben, und sie mußte ihre Rede wiederholen und mir die Richtung angeben. Sie fand mich sehr dumm und sagte, jedes Kind wisse, wo der „Romanus" sei. Ich nahm den Korb, und nachdem ich mehrere Male gefragt hatte, fand ich den großen Steinberg. Meine Füße schmerzten, als ich auf den spitzen Steinen herumkletterte, und ich fand nur wenig Holz, was ich fand, war morsch und feucht. Aber es dauerte gar nicht lange, da fühlte ich mich sehr glücklich auf dem öden Steinhaufen. Schon nach kurzer Zeit sah ich nicht mehr nur das tote Gestein, da war ja allerlei, das glänzte und funkelte, ja manche Steine waren wie mit goldenen Tupfen besprengt. Ich hob sie auf, die eine Seite war tot und leer, aber die andere lachte mir entgegen. Ich vergaß durchaus, weshalb ich hierhergeschickt war. Ich sammelte — sammelte, aber nicht langweiliges, faulliges Holz, o bewahre! Ich sammelte Gold! Die mit den gelbglänzenden Tupfen, die hatten Gold an sich. In der dunklen Grube hatten die Bergleute das nicht gesehen. Alle die schönen, merkwürdigen Steine wollte ich aufbewahren für die Eltern. Wie würden die sich freuen, daß ich soviel Gold gefunden hatte.

Es war niemand da, als ich nach Hause kam, und geschäftig baute ich meine Schätze auf dem Absatz in meinem Stübchen auf. Die Puppe setzte ich in die Mitte, lebhaft schilderte ich ihr jeden Stein und erzählte, wo ich ihn gefunden hatte.

„Schade, du," sagte ich eifrig flüsternd, „daß ich keine Watte habe! Weißt du, im Forsthof legt der Vater jeden Stein in ein kleines blaues Bettchen".

So baute ich mir trotz meiner Verlassenheit, mein Glück im dunklen Treppenwinkel, und da ich eine unbestimmte Angst hatte, daß ich kein Recht an dieses Stückchen Glück hatte, und daß man es mir nehmen könnte, so hielt ich es ganz geheim.

Kurze Zeit danach machte die Frau rein, und zu-

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Einladung zur 42. Generalversammlung in St. Gallen

Samstag, den 25. und Sonntag, den 26. September 1943

Herisau und Teufen, August 1943

Verehrte Frauen, liebe Verbündete!

Wir haben die Freude, Sie zu unserer 42. Generalversammlung einzuladen, die am 25. und 26. September in St. Gallen stattfinden wird. Wir schätzen uns glücklich, daß wir trotz der Schwere der Zeit und trotzdem wir bereits im fünften Kriegsjahr drin stehen, zu unserer regulären Jahrestagung einladen dürfen, und wir danken den St. Gallerinnen von Herzen, daß sie trotz aller Unsicherheit es gewagt haben, uns zu empfangen.

Es ist klar, daß bei den heutigen Verhältnissen und in Anbetracht der Rationierung und sonstigen Einschränkungen die Vorbereitung einer solchen Tagung sehr viel mehr Mühe, Umsicht und Vorarbeit braucht. Wir möchten Sie darum inständig bitten, Ihre Anmeldung zu der Tagung so früh wie möglich an die angegebene Adresse in St. Gallen abzuschicken. Wir wollen unserseits tun, was wir können, um dem liebenswürdigen gastgebenden Verband seine Arbeit zu erleichtern.

In beiliegendem Programm und im Einladungsbrief der St. Galler Frauenzentrale finden Sie alle nötigen Angaben.* Wir bitten Sie, sie aufmerksam zu durchlesen, und für Ihre Anmeldungen die beiliegenden Bogen zu benutzen. Gleichzeitig erhalten Sie auch die Karte für Ihre Delegierte. Diese Karte muß in St. Gallen beim Saaleingang vor der Eröffnung der Generalversammlung vorgewiesen und gegen die blaue Stimmkarte umgetauscht werden. Wir ersuchen Sie also dringend, diese Karte nicht zum voraus an uns zurückzuschicken. Wir erinnern Sie daran, daß eine Delegierte zwei Vereine vertreten kann, daß sie aber nicht mehr als zwei Vereine vertreten darf. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn diejenigen Vereine, die sich nicht vertreten lassen können, uns dies mitteilen würden. Unsere Reisekasse, die Sie im Bedarfsfall um einen Beitrag ersuchen können, sorgt dafür, daß die Teilnahme an unserer Tagung auch finanziell schwachen Mitgliedern ermöglicht wird. Das Gesuch dafür muß aber vor der Generalversammlung an die Kassierin, Frau Wartenweiler, Glarisegg, Steckborn, erfolgen. Natürlich ist unsere Reisekasse auch sehr froh um freundliche Zuwendungen, welche ebenfalls an unsere Kassierin zu richten sind.

Wir möchten Sie ferner darauf aufmerksam machen, daß außer der einen stimmfähigen Delegierten, auf welche jeder angeschlossene Bundesverein das Anrecht hat, jeder Verein natürlich berechtigt ist, so viele seiner Mitglieder an die Tagung zu schicken, als sie Interesse dafür haben. Wir hoffen ganz besonders auf starken Zuzug aus unsern ostschweizerischen Kantonen, da diese oft nicht Gelegenheit haben, Delegierte zu schicken, wenn die Generalversammlung am andern Ende der Schweiz stattfindet. Wir sind ja gerade darum so glücklich, unsere Generalversammlungen in den verschiedensten Landesgegenden ansetzen zu können, weil dadurch immer neuen Frauenkreisen Gelegenheit gegeben ist, sich mit unserm B. S. F. vertraut zu machen und seine Tätigkeit und seine Ziele kennen zu lernen.

Dann möchten wir noch zwei Punkte erwähnen. Eigene Beobachtungen und Zuschriften haben uns auf die wachsende Gefahr der Bars und Dancings aufmerksam gemacht, die zum Teil nicht der Wirtschaftsordnung unterstehen, d. h. ihre Lokale länger als zene offen halten dürfen, und die für viele Jugendliche eine ernste Gefahr bedeuten. Wir wissen, daß mit Verboten allein nicht geholfen ist. Wir möchten Sie aber doch bitten, an Ihrem Ort die Augen offen zu halten, um mit einem Gesuch an die Behörden gelangen zu können, wenn es nötig sein sollte. Und wir möchten Sie ferner bitten, nicht müde zu werden in all den Bemühungen, den Bedürfnissen junger Menschen nach Fröhlichkeit und Geselligkeit auf andern Wegen entgegenzukommen.

Das zweite, was uns immer wieder am Herzen liegt, ist die Flüchtlingsfrage. Die Zentralstelle für Flüchtlingshilfe in Zürich ist neuerdings an uns gelangt mit der Bitte, ihr behilflich zu sein in der Unterbringung solcher Flüchtlinge, die nicht in Arbeitslagern versorgt werden können. Unsere eidgenössischen Behörden erwarten von all denen, die sich letztes Jahr und früher für möglichst weitgehende Einreiseerlaubnis denjenigen gegenüber, denen unser Land Rettung bedeutet vor Tod und Verderben, eingesetzt haben, daß sie auch durch persönliche Opferbereitschaft ihre damalige Haltung in Praxis umsetzen. Wir werden an unserer Generalversammlung Gelegenheit haben, Näheres davon zu hören und die Möglichkeiten der Hilfeleistung zu diskutieren.

Und nun hoffen wir, daß wir uns, so bewegt die Zeiten auch sind, in vier Wochen in St. Gallen treffen können. Wir hoffen, recht viele von Ihnen unter uns zu sehen und hoffen, daß unsere Tagung in uns allen die Kräfte stärke für die vielerlei Aufgaben, die vor uns liegen.

Mit freundlichen Grüßen

Für den Vorstand
des Bundes Schweiz. Frauenvereine:

Die Präsidentin: Clara Nef.
Die Sekretärin: Alice Rechsteiner-Brunner.

* Wird den Vereinen direkt zugestellt. Red.

---

ten besuchen, und die daheim nicht dementsprechend angeleitet werden, bleibt diese Belehrung verschlossen und ihr Betätigungstrieb verkümmert.

Ich habe seinerzeit bei Durchsicht der Arbeiten und des Lehrgangs unserer Arbeitslehrerinnen in den der Frauenarbeitsschule St. Gallen angegliederten Lehrkursen mit Freuden konstatiert, daß wir hier die vollständig ausgebildeten Lehrkräfte für einen zweckmäßigen Handarbeitsunterricht besitzen — nicht mit dem schwerfälligen, so mühsamen und langweiligen Stricken (wie früher) beginnend, sondern mit Zeichnen, Malen und Nähen — und daß dieser Lehrkurs direkt auf die Ideen des Kindergartens aufbaut. Diesem Unterricht müssen den ersten 2 Schuljahren je 2 Lehrstunden per Woche zugeteilt werden.

Die Herren Schulräte müssen von der Notwendigkeit des frühen Beginnens dieser Arbeitsleistung überzeugt werden und keine Mehrbelastung der Schulkasse fürchten.

Daß unsere Behörden von der Notwendigkeit und Pflicht des hauswirtschaftlichen Unterrichtes durch die Schule überzeugt sind, beweist die gründliche Ausbildung unserer Arbeitslehrerinnen auf diesem Gebiete. So können die Arbeitslehrerinnen auch den Hauswirtschaftsunterricht erteilen und sind dadurch in Landgemeinden voll im Amte beschäftigt. Ich habe mich aus tiefster Seele gefreut, jahrelang den Prüfungen solcher Lehrerinnen beiwohnen zu dürfen und weiß deshalb, daß wir die nötigen Lehrkräfte für einen praktisch einwandfreien Handarbeitsunterricht besitzen, den wir ruhig unsern Arbeitslehrerinnen überlassen wollen, um nicht unsere Familienmütter noch mehr zu belasten, und um nicht ein praktisch minderwertigeres Resultat zu erhalten.

Ich kann als Mutter und Großmutter, die viele Söhne und Töchter, Enkel und Enkelinnen mit gutem Erfolg zu ziel- und pflichtbewußten Menschen erziehen half — nach dem Motto: Bete und arbeite! — der Idee von Herr Dr. Schmid nicht beistimmen, daß die Mütter wie vor Alters ihren Töchtern wieder daheim die Erlernung der Handfertigkeiten im Nähen, Stricken und Flicken usw. beibringen sollen.

Die Arbeitslehrerinnen haben in jahrelanger praktischer Erfahrung einen systematisch praktischen Lehrgang für die Erlernung dieser Fertigkeiten ausgearbeitet, wo progressiv erst die leichte Arbeit gelehrt und geübt wird und erst dann zu schwierigerer Arbeit übergegangen und die Benützung der Nähmaschine gelehrt wird.

Nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich behaupte, daß dies Sachen sind, die wenige Herren verstehen. Sie können ihre Hemden, Hosen und Strümpfe ganz wohl zerreißen, aber den Schaden wieder gut zu machen, überlassen sie gerne uns Frauen.

In der Schule sollen unsere Töchter dankbar den Unterricht unserer Arbeitslehrerinnen genießen, und dann sollen unsere Mütter ihre Töchter dazu anhalten, daß sie daheim die theoretisch erlernten Fertigkeiten zum Wohle der Familie und zur Entlastung ihrer Mütter in Praxis umsetzen und sich so auf ihre künftigen Lebenspflichten einstellen. A. G.-K.

Genf Florissant 11

Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.

Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.–. Pension ab Fr. 13.–. Spez. Arrangements für längeren Aufenthalt. Tel. 41388.

8 Dir. **G. E. Lussy.**

Wer ist bereit?

Fragen zum Flüchtlingsproblem

Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und niemand
Weigre sich, anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet,
Niemand, wie lang er noch in fremden Landen umherzieht,
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernährt.

Goeth.

„Die Flüchtlingsfrage bleibt ein Problem für die ganze schweizerische Bevölkerung, und ihre gute, menschliche, aber sachlich unsentimentale Bewältigung ist eine, und zwar nicht die geringste Kriegsaufgabe, welche das Schicksal dem Schweizervolk zur Lösung, wohlverstanden: zur Lösung, und nicht zur Erledigung, zugewiesen hat. Von der Art, wie Schweizervolk und Schweizerbehörden diese Aufgabe lösen, wird viel für das fernere Schicksal unseres Vaterlandes abhängen. Denn es ist nicht gleichgültig, ob ein Volk große Aufgaben groß und weitherzig, oder in kleinlichem Geist und widerwillig erfüllt." Diese Worte aus einem Aufruf von Regina Kägi-Fuchsmann, deren Initiative die Schweizerische Flüchtlingshilfe so viel verdankt, kamen uns in den Sinn, als wir den folgenden Artikel zugesandt erhielten:

Härten sollen vermieden werden.

So wird uns in allen offiziellen Aeußerungen zur Flüchtlingsfrage immer wieder versichert. Aber ob wirklich mit dieser Zusage immer ernst gemacht wird? Ob nicht bei einigermaßen gutem Willen doch noch manches getan werden könnte, um den armen, angstgehetzten Menschen, die bei uns Schutz vor Verfolgung suchen, das Asyl nicht zur bitteren Enttäuschung werden zu lassen?

Ein Flüchtling, den ich als vertrauenswürdigen und sehr tüchtigen und tapferen Mann kenne, schreibt mir aus dem Arbeitslager: „Die meisten meiner Kameraden sind glücklich, hier zu sein, haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden und arbeiten so, wie man es von ihnen verlangt. Aber einen wunden Punkt gibt es, über den sie nicht hinwegkommen, das ist die Trennung von ihren Frauen. Sie wissen, ich spreche nicht pro domo, (die Frau des Briefschreibers lebt in Freiheit und Sicherheit jenseits des Meeres); aber tagaus, tagein dasselbe Thema, dieselbe Sorge. Dabei verlangen die Leute nicht, daß die Frauen im selben Lager seien, nein, sie wären zufrieden, sie in einem Lager zu wissen, das an einem Sonntag erreichbar wäre, so daß sie einen Tag in der Woche zusammen wären. Aber nein! In den meisten Fällen ist es so: Der Mann in der Nähe von Zürich, die Frau im Tessin oder in Lausanne. Die Frau ist bei Luzern oder Basel, der Mann im Tessin oder im Wallis. Alle Gesuche um Versetzung, Austausch ergebnislos! Noch krasser ist es manchmal in den Auffanglagern. Wieviele Tragödien gab es da schon! Und in dem Ganzen ist kein Sinn zu sehen. Zum Beispiel ein Kamerad wollte allein über die Grenze, seine Frau in Frankreich lassen, um ihr all das Elend zu ersparen. „Nein, ich laß dich nicht allein, ich nehme alle Strapazen gerne auf mich, nur um mit dir zusammen zu sein!" sagte seine Frau. Sie kommen in die Schweiz, werden sofort getrennt und konnten sich fünf Monate nicht sehen, obwohl er in einem Lager war, wo auch Frauen und Familien waren, aber eben seine Frau nicht!"

Sind diese Zustände, die der Brief wahrheitsgetreu schildert, nicht Härten, die vielleicht doch vermieden werden könnten, wenn die anordnenden Behörden etwas mehr mitfühlendes Verständnis für die Lage der Flüchtlinge hätten? Wäre es nicht vor allem Pflicht und Aufgabe der Schweizer Frauen, darauf zu dringen, daß diesen Dingen abgeholfen wird? Das heißt, daß Ehepaare in Lagern so untergebracht werden, daß sich die Gatten auch im kurzen Urlaub wöchentlich einmal sehen könnten. Das sollte bei gutem Willen möglich zu machen sein!

Rudolf Schwarz.

Daß „guter Wille" bei der Zentralleitung für Emigrantenlager nicht fehlt, zeigt uns eine Antwort, die wir erhielten, als wir der Leiterin der Abteilung Flüchtlingshilfe des Schweiz. Arbeiter-Hilfswerkes das obige Schreiben vorlegten. Frau Kägi schreibt uns:

Die Zentralleitung für Emigrantenlager gibt sich die größte Mühe, Ehepaare in räumlich naheliegenden Lagern unterzubringen. Aber es ist nicht immer möglich, denn die Einweisungen in die Lager können nicht definitiv sein, solange immer noch neue Flüchtlinge ankommen, solange immer noch so viele Auffanglager bestehen, welche sutzzeitige ihre Insassen an die Arbeitslager abgeben, usw., dazu kommt, daß ja viele Arbeitslager von vornherein als „fliegende" Einrichtungen geplant sind; d. h. die Mannschaften werden bald da bald dort eingesetzt. Ich will Ihnen einen Fall erzählen:

Da war ein junges Ehepaar; er in Büren, sie, weil schwanger, in der Nähe von Liestal. Er wurde dann nach Aesch versetzt, bei Birmensdorf, war überglücklich, näher bei seiner Frau zu sein, bis er entdeckte, daß es doch ziemlich weit sei. Antrag auf Versetzung nach Umsverrhöhe, dem stattgegeben wird: dieses Lager ist wohl näher, aber die Verbindungen zwischen den beiden Orten sind so schlecht, daß die Besuchsmöglichkeiten gleich null sind. Antrag auf Versetzung in ein näher gelegenes Lager für Orthodox-Juden, das Glück ist groß, er kann seine Frau fast jeden Abend sehen. Aber nach 14 Tagen wird das ganze Frauenlager Bienenberg, resp. alle Frauen, die inzwischen entbunden haben, nach Montana verlegt; neuer Jammer. Nach 3 bis 4 Wochen erreichen wir, daß der Mann nach Raron versetzt wird; aber das Militär verbietet die Passage von Raron nach Montana für Emigranten (Festungsgebiet); nach einigen Wochen bringen wir ihn nach Visp; zwei Wochen ist alles gut, dann werden die Insassen von Montana neuerdings, (um frisch Entbundenen Platz zu machen) an den Genfersee dislosziert und so geht es weiter. Was solche Versetzungen bei zirka 6000—8000 Lagerinsassen bedeuten, überlegt sich der einzeln Betroffene nicht, trotzdem meiner Ansicht ein Höchstmaß von Entgegenkommen im Verhalten der ZL vorliegt. Aehnlich ist es mit den Besuchen: Wenn die Ehemänner ihre Frauen besuchen wollen, wird ihnen der Eintritt ins Haus verboten. Furchtbar grausam, sicher. Aber wie ist die Lage? Man müßte in jedem Frauenin-ternierten heim entweder allen Frauen Einzelzimmer geben, was unmöglich ist, oder man müßte überall eine ganze Serie „Ehepaar"-Zimmer zur Verfügung haben. Man sich diesen Betrieb ausdenken in Häusern, wo über 200 Frauen leben, die in sehr vielen Fällen nicht legal verheiratet sind. Wer soll dann entscheiden, welches der richtige Mann ist. Kann man erwarten, daß eine solche „Einrichtung" von den eidgenössischen Behörden verwaltet wird?

Schlimm ist es hingegen in den Auffanglagern, wo die Verhältnisse leider heute noch so sind, wie im Brief geschildert, und wo man bei den Militärbehörden meistens sehr wenig Verständnis findet.

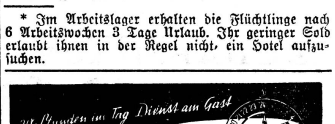
Sie sehen, auch bei gutem Willen ist die Frage schwer richtig zu lösen: im allgemeinen darf man sagen, daß dieser gute Wille bei den zivilen Behörden vorhanden ist, was bei den militärischen Behörden, sowohl was die sachliche, als auch die menschliche Seite anbelangt nicht immer zutrifft, da es leider vorkommt, daß auch ein ausgesprochener Flüchtlingsgegner mit einem Kommando betraut wird.

Wir sehen, wie weit entfernt wir noch sind von der guten Lösung der uns gesetzten Aufgaben. Was können wir tun? Wie von außen, außerhalb der Lager, Hilfe bieten, herantreten mit Vorschlägen, die geeignet sind, die oben erwähnten Schwierigkeiten zu mildern? Wie beitragen, daß möglichst viele von den Flüchtlingen in den militärischen Auffanglagern — unter ihnen sind 1200, welche die Militärbehörden bereit sind, zu entlassen, wenn passende Freiplätze für sie gefunden werden — einen Freiplatz finden? Ein Flugblatt formuliert die Fragen an alle Hilfsbereiten wie folgt:

Wer ist bereit.

alle 6 Wochen einen Flüchtling, Mann oder Frau, oder gar ein Ehepaar, das sich bei dieser Gelegenheit nach sechswöchiger Trennung für drei Tage sehen kann, aufzunehmen?*

* Im Arbeitslager erhalten die Flüchtlinge nach 6 Arbeitswochen 3 Tage Urlaub. Ihr geringer Sold erlaubt ihnen in der Regel nicht, ein Hotel aufzusuchen.



---

letzt kam sie auch an die kleine Tür. Ich sah es und zitterte. Tief gebückt trat sie hinein.

„Laß mir das! Laß mir das!" so hätte ich rufen mögen, aber ich wagte keinen Laut von mir zu geben. Nun kroch sie heraus, sie hatte beide Hände voll Steine. Erstaunt hielt sie sie gegen das Tageslicht, dann rief sie lebhaft: „Wie in aller Welt kommt denn das Zeug hierher?" und mit einem Blick ins Loch: „Da liegt noch mehr. Bist etwa du dadrin gewesen? Was unterstehst du dich! Wie darfst du so herumstöbern!" Sie warf heftig alles in den Hausflur, Steine und Puppe! Ja, auch die Puppe, die einzige Vertraute, die ich hatte. Weinend hob ich sie auf, sie hatte ein großes Loch in der Stirne, ihre blauen Augen sahen entsetzt ins Leere.

„Schaff gleich die Steine fort!" sagte Frau Götze hart. Ich holte den Korb und überlegte, wo ich sie bis zur Rückkehr der Eltern verbergen könnte. Als ich den Hof und den vorderen Hausflur durchschritten hatte, stand ich ratlos im Freien. Ich sah eine einsame Scheune, dahin ging ich. Hier lag Stroh herum, ich suchte mir ein verstecktes Winkelchen, legte alle Steine mit der glänzenden Seite nach unten, damit niemand das Gold sehen sollte, bedeckte sie mit den Halmen und hoffte, daß ich sie bald nach dem Forsthof tragen konnte.

Es fiel endlich der Frau auf, daß ich so kopfhängerisch und stumpf herum saß, da sagte sie: „Daß ich daran noch nicht gedacht habe! Rauf zu Schuster Talkenbergs kannst du gehen, da kannst du den Kleinen wiegen." Und gleich ging sie mit mir die Treppe hinauf. Eine kleine, welke Frau stand in der Stube und wusch. Als Frau Götze gesagt hatte, was wir wollten, erklärte sich die Talkenbergern bereit, mich als Hilfe bei ihrem Hänschen anzustellen. Frau Götze ging, und ich trat sofort in Tätigkeit.

„Hier," sagte die Frau, „setz dich auf die Hitsche, und wieg den Kleinen." Dicht beim Fenster stand der Werktisch, da saß der Mann und arbeitete. Hier war's längst nicht so aufgeräumt wie unten. Auf dem Tisch war altes Schuhzeug und eine Menge Holzleisten. Hier war viel mehr zu sehen, und hier konnte ich mit dem kleinen Kinde spielen. Während ich mir das alles ansah und darüber nachdachte, wiegte ich aus Leibeskräften, so daß die Frau ganz erschrocken zu mir trat. Sie trocknete sich ihre nassen Hände an der blauen Schürze und sagte mahnend: „Aber sachte, sachte! Du schmeißt mir das Hänschen ja raus! Immer ganz sinnig! Siehste so!"

Und sie machte mir vor, wie ich wiegen müßte und belehrte mich: „Wenn der Kleine den Zulp verliert, dann steck ihm ihm nur wieder ins Mäulchen."

Ich versprach alles und war froh, daß ich mit Menschen zusammen war, denn von Götzes sah ich wenig, sie glitten wie wesenlose Schatten an mir vorüber.

(Fortsetzung folgt)

Bücher

Margot Schwarz: „Der Engel schwieg"

Verlag Ulrich Riemerschmidt, Berlin

Wir treten in einen stillen Zaubergarten ein, wenn wir mit Margot Schwarz das kleine Mädchen Nicole an der Hand nehmen und in das Paradies seiner Kindheit einziehen. Wo ist es zu finden? Wir erfahren nur, daß es am Ufer eines blauen, südlichen Meeres liegt; aber was schadet das? Wichtiger als die Kenntnis der geographischen Lage wäre es für uns, daß wir zuvor durch die Berührung einer freundlichen Fee oder gar eines Engels, der die sanften Züge des Stubenmädchen Amelie trüge, selbst wieder zu artigen 8 oder 9 Jährigen würden. In dem weißen, gefletzten Kleidchen, das eine vergilbte Photographie verewigt, mit der feuerroten Schärpe, die wir so sehr liebten und der kleinen Korallenkette am Hals würden wir uns sicher gut zu Nicoles Gespielinnen eignen. Wir würden dann mit ihr auf den schön geschwungenen Wegen von Großmamas Garten sittsam spazieren gehen, bis uns plötzlich die Lust ankäme, jenes Eseubeet zu betreten, das man aus unerfindlichen Gründen zu schonen verpflichtet ist. Denn was würden dem zähen Gewächs unsere spielenden Tritte wohl schaden? Wir nähmen an frohen oder an feierlichen Einladungen teil, bei denen uns Nicole ihre vielen, vielen Tanten und Basen und den köstlichen alten Onkel vorstellen würde. Die einen liebten wir um ihres Lächelns willen oder eines hübschen Kleides wegen; andere flößten uns Angst ein oder Widerwillen, aus Gründen, die wir uns mit Nicole nicht deuten könnten. Welch seltsame Ahnungen stiegen in uns auf, wenn uns die Freundin Nicole von der schönen Eugenie erzählt und von dem silbernen Pfeil, den sie eines Tages im hochgekämmten Haar trägt! Eine Liebesgeschichte? Und das Zimmermädchen Amelie, das so plötzlich und beinahe spurlos aus dem Haus verschwindet? Weht auch um ihre unscheinbare Gestalt ein Liebeshauch? Sie erscheint in Nicoles Traum, engelhaft verwandelt, schweigend, als das Kind sie anredet. Doch die Augen schauten groß und leuchtend in das Licht, und die Haare, die Amelies Haare waren, hatten einen Schimmer, als schiene der Mond darauf. Unter den Schritten des Engels wirbelten kleine Lichter hervor, stiegen hinter ihm in der Dunkelheit auf und erloschen."

Margot Schwarz, die Nicoles Kindheit liebend zu neuem Leben erweckt, mißt diesem Traum eine wesentliche Bedeutung zu im Ablauf ihrer Erzählung. (Allein schon die Titelgebung weist darauf hin.) Es zeugt aber von der Eigenart ihrer Kunst, daß sie die wichtige Rolle dieses Traumerlebens nur indirekt spürbar werden läßt, so etwa in der Art, wie das Kind seiner Vertrauten davon erzählt und später der Plauderhaften den Mund verschließt. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß die alte Köchin Therese, die ein Leben lang im Hause gedient hat, das Erscheinen des schweigenden Engels als übles Vorzeichen deutet. Ist es der Todesengel, der sich der geliebten Großmama naht?

Gewiß, es wäre noch mancher feine Zug in der Darstellungsart der jungen Dichterin aufzuzeigen, so als besonders aufschlußreiches Beispiel die ebenfalls nur zart angedeutete Parallelität zwischen dem Scheiden des sommerlichen Glückes und dem Sterben Großmamas, dem der endgültige Verlust des Kindervaradieses folgen wird. Aber wir können die Erzählung von Nicoles Kindheit kürzer und vielleicht treffender charakterisieren, wenn wir von ihr als einer wahrhaft poetischen Leistung sprechen.

A. H.

"Alleweyl Persil Selbsttätiges Waschmittel 's Bescht für d'Wösch"
PD 415 b

Nicht alle die jetzt im Auffanglager sind, können in ein Arbeitslager eingereiht werden; die alten und kränklichen Leute müssen daher privat untergebracht werden.

Wer ist bereit,

einen Flüchtling dauernd, das heißt, für mindestens 6 Monate gratis oder gegen bescheidene Entschädigung in seinem Haushalt aufzunehmen?

Mütter mit Kindern unter 6 Jahren sind ebenfalls nicht arbeitspflichtig.

Wer ist bereit,

eine Mutter mit ihrem kleinen Kind, gratis oder gegen kleine Entschädigung aufzunehmen?

Die Emigranten,* welche in den Arbeitslagern untergebracht sind (es handelt sich bei dieser Kategorie ausschließlich um Männer), haben in regelmäßigen Abständen entweder einen Wochenendurlaub oder einen 10 Tage-Urlaub.

Wer ist bereit,

einen Arbeitsdienstler während seiner Urlaubstage gratis bei sich aufzunehmen?

Alle Flüchtlinge und Emigranten erhalten für die Dauer ihres Urlaubs die notwendigen Mahlzeitencoupons, so daß sie in dieser Hinsicht ihren Gastgebern nicht zur Last fallen.

Allen Hilfsbereiten gibt die Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, Kommissionsschulstraße 1, Zürich 1, gerne Auskunft und auch Pfr. Vogt, Flüchtlingspfarrer, Streulistraße 54, Zürich, dessen kürzlich erfolgter Aufruf mit den Worten schloß:

„Die Schweiz ist das Land der Fremdenindustrie'. Sie liegt darnieder. Ob sie wieder einmal aufblühen wird, hängt auch wesentlich davon ab, wie unser Land sich heute zu den Fremdlingen stellt, die uns zunächst nichts anderes bringen als sich selber. Es ist jetzt vornehme Pflicht, daß das Schweizerhaus gastliches Gasthaus bleibt. Wer nicht dienen kann, schadet der Heimat, ihrem Geist, ihrer Gesinnung, ihrer Geschichte, ihrem Ruf aber ebenfalls. Darum auf zum Dienst und zum Opfer, um Heimatlosen Heimat zu bieten für Leib und Seele!"

* Als „Emigranten" werden von den Behörden diejenigen bezeichnet, welche vor dem 1. August 1942, als „Flüchtlinge", die welche nach diesem Termin illegal in die Schweiz eingereist sind.

Gertrud Villiger-Keller

Am 5. August jährte sich zum hundertsten Mal der Geburtstag dieser segensreich wirkenden Schweizerfrau, die 1888 den Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein mitbegründen half und schon ein Jahr später zur Zentralpräsidentin ernannt wurde. Sie war die Tochter des aargauischen Nationalrates Augustin Keller; ihre Mutter hatte aus eigener Initiative in Baden eine Dienstbotenschule gegründet. Solchen Vorbildern folgend hat dann Gertrud Villiger, später an der Seite ihres Mannes, der ihre Arbeit mit manch gutem Rat förderte, die Frauen zu gemeinnützigem und charitativem Wirken erzogen, in einer Zeit, da solchen Bestrebungen durch die Maxime „Die Frau gehört ins Haus" immer wieder Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

In den neunzehn Jahren, da Gertrud Villiger Zentralpräsidentin des Vereins war, hat sich dieser im ganzen Lande reich entfaltet. Ihr Hauptaugenmerk richtete sie auf die Förderung des hauswirtschaftlichen Unterrichtes, in der Haushaltungsschule Lenzburg führte sie Umschulungskurse für Fabrikarbeiterinnen ein und ließ bei geringem Kursgeld den Dienstbotenkurs so vielseitig wie möglich gestalten. Sie befürwortete die Altersversorgung und rief 1899 die Diplomierung treuer Angestellten durch den Gemeinnützigen Frauenverein ins Leben. Sie hat den Beitritt des Vereins zum Schweizerischen Roten Kreuz und seine Mithilfe im Kampf gegen die Tuberkulose trotz anfänglicher Widerstände durchgesetzt. Sie hat ferner das Verdienst, den berufstätigen Töchtern den Weg zu zwei neuen Frauenberufen erschlossen zu haben, zur Apothekerin und zur Gärtnerin. Im Jahre 1905 gründete der Verein in Niederlenz eine Gartenbauschule für Töchter, die sich vorzüglich bewährt hat.

Mit einem andern Werk bleibt der Name Gertrud Villigers ebenfalls für alle Zeit verbunden: mit der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich, die eine Stiftung des Gemeinnützigen Frauenvereins ist. Leider war es ihr nicht bergönnt, zu erleben, was die Pflegerinnenschule in den wenigen Jahrzehnten seit ihrer Gründung erreicht hat, in welch stattlichem Bau sie heute untergebracht ist.

Andern großen Schweizerfrauen, die ihr zum Teil Vorbild waren, die sie in schöner Bescheidenheit verehrte, hat sie in dem prächtig ausgestatteten Band „Die Schweizerfrau" ein Denkmal gesetzt. Ihr hundertster Geburtstag hat gezeigt, wie das Andenken an Frau Villiger-Keller und die Bewunderung für sie überall dort noch ganz lebendig sind, wo ihr Erbe weiter verwaltet, wo mit Energie und Pflichtbewußtsein Frauen an der Entfaltung gemeinnütziger und sozialer Aufgaben arbeiten.

Interessiert Sie das?

Bucheckern-Sammlung der städt. Schulen St. Gallen im Herbst 1943

Total der gesammelten Buchnüßchen 700 kg
Oel-Ertrag, bestimmt für die Schulküchen 140 Liter

Verwendung des Oeles:

7 Schulküchen der Stadt mit ca. 530 Schülerinnen teilen sich in die 140 Liter Bucheckern-Oel. Es wird verwendet zu Salaten, zum Braten, Backen wie zu Fettmischungen. Der Vorrat reicht etwa für 1 Jahr, so daß für diese Zeit kein Oel mehr durch die Lebensmittelzuteilung gefordert werden muß.

Qualität des Oeles: gelb, klar, sehr fettig und daher ausgiebiger als die üblichen Handelsöle.

Kosten: 1 Liter kommt auf ca. Fr. 1.50 zu stehen (durch Frachten. Preßlohn und Gefäße.)

Lob der Verkäuferin

Daß die Verkäuferin in ihrem Tagewerk nicht immer auf Rosen gebettet ist, wissen wir. Mehr als einmal sind wir an dieser Stelle für sie und ihren Stand eingetreten, wenn es galt, dem früheren Ladenschluß, besserer Ausbildung usw. Bahn zu machen. Als kleine Aufmunterung nach strengem Tagewerk liest vielleicht manche von ihnen hier das „Loblied" um dessen Veröffentlichung der Autor uns ersuchte. Red.

Nicht alle Verkäuferinnen beschäftigen sich aus innerer Neigung mit dem Verkauf. Vielleicht hat sich sogar die eine oder andere im Stillen gegen ihr Schicksal aufgelehnt, aber man sieht ihren sanften Mienen an, daß sie sich im Lauf ihrer Tätigkeit zu einer weisen und verzeihenden Resignation durchgerungen haben. Viele sind sogar ihr Leben lang hinter Ladentische gebannt, vor hohe Regale, die alle Herrlichkeiten enthalten, nach welchen sich Frauengemüter sehnen. Sie empfangen diese märchenhaften Dinge, sie „zeichnen sie aus", sie sortieren sie, sie ordnen sie verlockend ein, sie holen sie hervor, sie breiten sie aus, sie preisen sie an und freuen sich, wenn diese Herrlichkeiten „an die Frau kommen".

Wie würde sich ein Hungernder in einem Wurstladen benehmen? Wie benehmen sich Verkäuferinnen in einem Laden, der Modeartikel verkauft? Ich weiß mir keinen andern Ausdruck dafür: Wie Heldinnen! Sie sind alle ein wenig blaß, denn sie stecken viele Stunden hinter den Ladentischen, und die großen Kaufhäuser lassen oft wenig Luft und Sonne herein. Sie sind alle ein wenig müde, denn es ist aufreibend, Dinge als das Notwendigste von der Welt anzupreisen, die zu besitzen auch nicht im Traume einem einfallen darf. Aber — sie lassen sich das alles nicht anmerken. Denn müde und abgespannt dürfen doch nur die Käuferinnen sein, die in atemloser Hatz von Laden zu Laden eilen, weil man doch nirgends was „Vernünftiges" bekommt, und weil diese Verkäuferinnen doch nicht „wissen", was sie vorzuzeigen haben, um einen verwöhnten Geschmack zu befriedigen.

Das Angenehmste an den Verkäuferinnen ist die biblische Sanftmut, mit welcher sie allen Damen begegnen: Man hat alle Berufskategorien schon grob und unwillig gesehen. Man hat es erlebt, daß Beamte glaubten, Männerwürde mit Grobheit verbinden zu müssen. Schriftsteller werden ungehalten, wenn ihnen die Redaktion einen meisterhaften Aufsatz zurücksendet, Schauspieler, wenn der Rezensent nicht anerkennt, daß sie das direkte Erbe Garricks angetreten haben. Wer hat aber Verkäuferinnen schon wirklich ungeduldig oder unwillig gesehen? — Sie begrüßen nett und freundlich, sie fragen mit Charme nach den Wünschen, sie verstehen sofort alles, trotzdem die Kaufenden durchaus nicht immer wissen, was sie wollen. Kein Regal ist ihnen zu tief, keines zu hoch, sie klettern mit Anmut über Leitern, sie holen mit Grazie schwere Ballen herunter, sie breiten alles mit persönlichem Geschmack aus, sie wissen nette Dinge zu sagen, sie machen treffliche Komplimente. Sie sprechen über die Dinge, die sie zu verkaufen haben, in einer Weise, als könnte man ohne diese Herrlichkeiten nicht mehr weiterleben — und sie glauben das beinahe alles selbst. Wenigstens solange die Kundschaft vor ihnen steht. Sie wissen es zu gut, daß unter zehn Damen, die das Lokal betreten, doch mindestens sechs wieder umkehren, ohne gekauft zu haben. Sie lassen aber diese Erkenntnis keine entgelten. Sie werfen nicht einmal einen bösen Blick nach. Sie sind gutmütig geworden im Laufe der Zeiten.

Und mehr als das, sie sind selbstlos geworden. Denn manche von ihnen dürfen sich nicht darauf beschränken, das, was die Damen gerne kaufen, verlockend vor ihnen auszubreiten. Man gibt ihnen den schönen französischen Namen Mannequins. Sie ziehen über ihre wohlgebauten Körper die schmiegsame Seide und tragen sie mit Anmut. Die andern, die viel Geld, aber keinen französischen Namen haben, sitzen davor und kaufen, kaufen — — — Die Verkäuferin zieht das Seidenkleid wieder aus und versinkt in ihre reizende Bedeutungslosigkeit. Sie trägt in den Geschäftsstunden viele wunderschöne Kleider. In den freien Stunden aber trägt sie den „Glorienschein des Verzichtens".

Dieses Lied vom Heldentum der Verkäuferinnen muß auch einmal gesungen werden. Man wird es zwar nicht in den Lesebüchern lesen können und ihnen keine Steindenkmäler errichten. Aber vielleicht findet so eine Verkäuferin Gelegenheit, „ihr Lied" in der Zeitung zu lesen. Ich sehe sie lächeln, und vielleicht sagt sie bei sich selbst, es sei etwas zu schön gefärbt. Meinetwegen. Das schönste Heldentum ist jenes, das nichts von sich selber weiß.

Eugen Traber.

Kleine Rundschau

Kirchlicher Dienst der Frau in England

E. P. D. Der Jahresbericht des Zentralvorstandes für die kirchliche Arbeit der Frau macht auf die verschiedenen Ausbildungsmöglichkeiten der Frau für den kirchlichen Dienst während des Krieges sowie die Entwicklung dieses Dienstes vor allem als Fürsorgewerk unter den mobilisierten Frauen aufmerksam. Das Arbeitsministerium hat die Erlaubnis erteilt, daß bis zu 230 Frauen der anglikanischen Kirche und der Freikirchen im Alter zwischen 24 und 31 Jahren in den nächsten 12 Monaten für kirchliche Arbeit ausgebildet werden können, nachdem ihre Eignung zu diesem Dienst festgestellt worden ist. Die verschiedenen kirchlichen Stellen sind mit dem Arbeitsministerium in Verbindung getreten und haben sich zur Zusammenarbeit bereit erklärt.

Redaktion

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg, (Zürich).

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARCHE DE BIENNE

Haltbare Konfitüre für Ihren Vorrat durch Opekta
Opekta schont Ihre Zuckerration, ist naturrein und ein Schweizerprodukt.

Berücksichtigen Sie bei den Einkäufen die Inserenten dieses Blattes

Evangelisches Töchterinstitut Horgen (am Zürichsee)
Kochen - Haushaltung - Sprachen
Kursbeginn: 1. November und 1. Mai
Illustrierte und detaillierte Prospekte versenden gerne die Vorsteherin Fräulein M. Schnyder, Tel. 92.46.12 und der Dir. Präs. Pfarrer F. Stumm, Horgen, Tel. 92.44.18.

Zur Ergänzung und Erneuerung Ihres
Notvorrates
offeriere ich meine vorzüglichen
Fleisch-konserven
Pic-nic
Siedfleisch
Rindsbraten
Sandwichpaste
Farmerfleischpastete
Zungentranchen
Wienergulasch
Ruff-Würstli
Fleischkäse
Punktfreie Konserven
Kaninchenpaste
Kaninchenfleischpastete
Mastganspaste
In allen Filialen u. Lebensmittelgeschäften
Ruff Zürich

Genf Hôtel des Familles
Christliches Hospiz, vis-à-vis Bahnhof
Heimelige Zimmer mit allem Komfort von Fr. 4.50
Mit voller oder halber Pension von Fr. 8–10.—

Selbst-Einmachen
von zarten Gurken
ist notwendig, klug, weil milde, saftige Gurken alle kalten Platten hübsch garnieren und nie fehlen dürfen, wie auch Zwiebeli, Tomaten usw.
Rezept: einfach schnell sicher
Selbst-Einmachen ist billiger
Geschälte Gurken halbieren, ganze grüne Tomaten, Peperoni, Zwiebeli, 3 Tage in Salzwasser einlegen (ca. 300 g Salz zu 6 l Wasser), öfters umrühren. Nochmals waschen, in Topf schichten, Aeschbach-Kräuter-Essig (aromatisch, würzig) kalt darüber gießen, bis obere Schicht bedeckt ist. Mit Porzellanteller oder Holzstäbchen (nie Steine verwenden) unter Flüssigkeit halten. Nach 14 Tagen gebrauchsfertig. Gefäße stets sauber, kühl aufbewahren. Gut verschließen. Bei Schimmelbildung Essig abschütten, aufkochen, Topf reinigen, Kräuteressig heiß übergießen. Zwecks besserer Haltbarkeit keine künstlich gedüngten Gemüse verwenden.
Liter Fr. 1.50 in Lebensmittelgeschäften.
Gratis-Muster, Rezepte von Essigfabrik Aeschbach, Winterthur 2. (20er Marke beil.)
Aeschbach Kräuter Essig

Wo kauft die Frau in Zürich?
Der heimelige Teeraum Marktgasse 16
Gipfeistube
W. BENTSCHI, SOHN ZÜRICH

Alle Küchengeräte nur von SCHWABENLAND & CIE AG.
Näschelerstr. 44 Zürich 1

TAPETEN . WANDSTOFFE . VORHÄNGE
Tapeten Spörri
TEL: 36.660 . ZÜRICH . FÜSSLISTRASSE 6

J. Leutert
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770
Filiale Bahnhofplatz 7
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven

Inserieren bringt Gewinn